**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber
**Band:** 21 (1945-1946)
**Heft:** 7

**Artikel:** Herbst 1918 : ein Tagebuch eines Bürofräuleins
**Autor:** [s.n.]
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-1069465

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 02.10.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Herbst 1918

## *EIN TAGEBUCH EINES BÜROFRÄULEINS*

ILLUSTRATION VON HUGO LAUBI

In der 1. Nummer des 1. Jahrganges des « Schweizer Spiegels », im Oktober 1925, brachten wir unter dem Titel « Fräulein Matter, Korrespondentin », einen kurzen Auszug aus dem Tagebuch eines Bürofräuleins. Das dickleibige Manuskript schickten wir zurück. Nur ein Kapitel behielten wir. Wir nahmen uns vor, es später einmal als historische Erinnerung an eine bewegte Zeit zu veröffentlichen. Die Blätter ruhten 20 Jahre lang in der Redaktionsschublade. Heute scheint uns der Augenblick gekommen, um sie auszugraben. Zwischen der Gegenwart und den darin geschilderten Ereignissen liegen erst 27 Jahre, und doch empfinden wir sie bereits als Geschichte. Sie spielten in einer Welt, die durch große Umwälzungen eine andere geworden ist. Die Verfasserin, damals schon nicht eben jung, schrieb von ihrem Gesichtskreis und Gesichtspunkt aus. Es ist nicht der unsere und nicht der unserer Zeitgenossen. Wir glauben, daß die nachfolgenden Blätter dennoch, und gerade deshalb, das Interesse unserer Leser finden.

*Zürich, den* 6. *September 1918.*

Ein Zug fährt eben in die Halle ein. Ein Militärzug! Das Stadtbataillon 68 steigt aus, das seit Mai im Dienst ist und in den nächsten Tagen entlassen werden soll. Mit Sack und Pack rollen die Soldaten aus dem Zug hinaus. Lachend atmen sie die heimatliche Bahnhofluft. Wie sie geschmückt sind! Blumen prangen im Knopfloch, Dahlien auf dem Käppi, Dahlien aller Farben auf dem Tornister! Das Gewehr ist mit einem Kranz umwunden und die Geschoßmündung mit einem Blumenstrauß verspundet. Sie sammeln sich beim Landesmuseum, wo eine unübersehbare Menschenmenge wartet. Herzliche Begrüßung, kräftiges Händeschütteln allerwärts. Mädchen werfen Blumen in die Reihen.

18. *September.*

Bei der eingelaufenen Post ist ein Brief von unserer Bank. Wir sollen die beiliegende Erklärung unterschreiben:

„Wir erklären ehrenwörtlich, daß alle unsere Aufträge in Ententevaluten, wie Checkbestellungen, Ausführung von Überweisungen, Zahlungen, überhaupt alle Transaktionen dieser Art, mit denen wir Sie betrauen, weder mittelbar, noch unmittelbar für Rechnung oder zu Gunsten einer Person oder Firma verwendet werden, die einer mit Frankreich oder seiner Verbündeten im Kriege stehenden Macht angehört oder die, in deren Gebiet, oder den von den Zentralmächten besetzten Territorien, wohnhaft ist. Wir sind von schweizerischer Nationalität."

Unser Seniorchef setzt seine Unterschrift darunter: was will man anderes machen? Trotz aller Bemühungen und aller Unschuldsbezeugungen hat Frankreich meine Firma immer noch nicht von der schwarzen Liste gestrichen. Aber nun

nimmt der Juniorchef, der aus dem Militärdienst entlassen ist, die Angelegenheit energisch in die Hand. Er wird nächstens in Bern beim Eidgenössischen Politischen Departement und bei der französischen Gesandtschaft persönlich Schritte unternehmen.

1. *Oktober.*

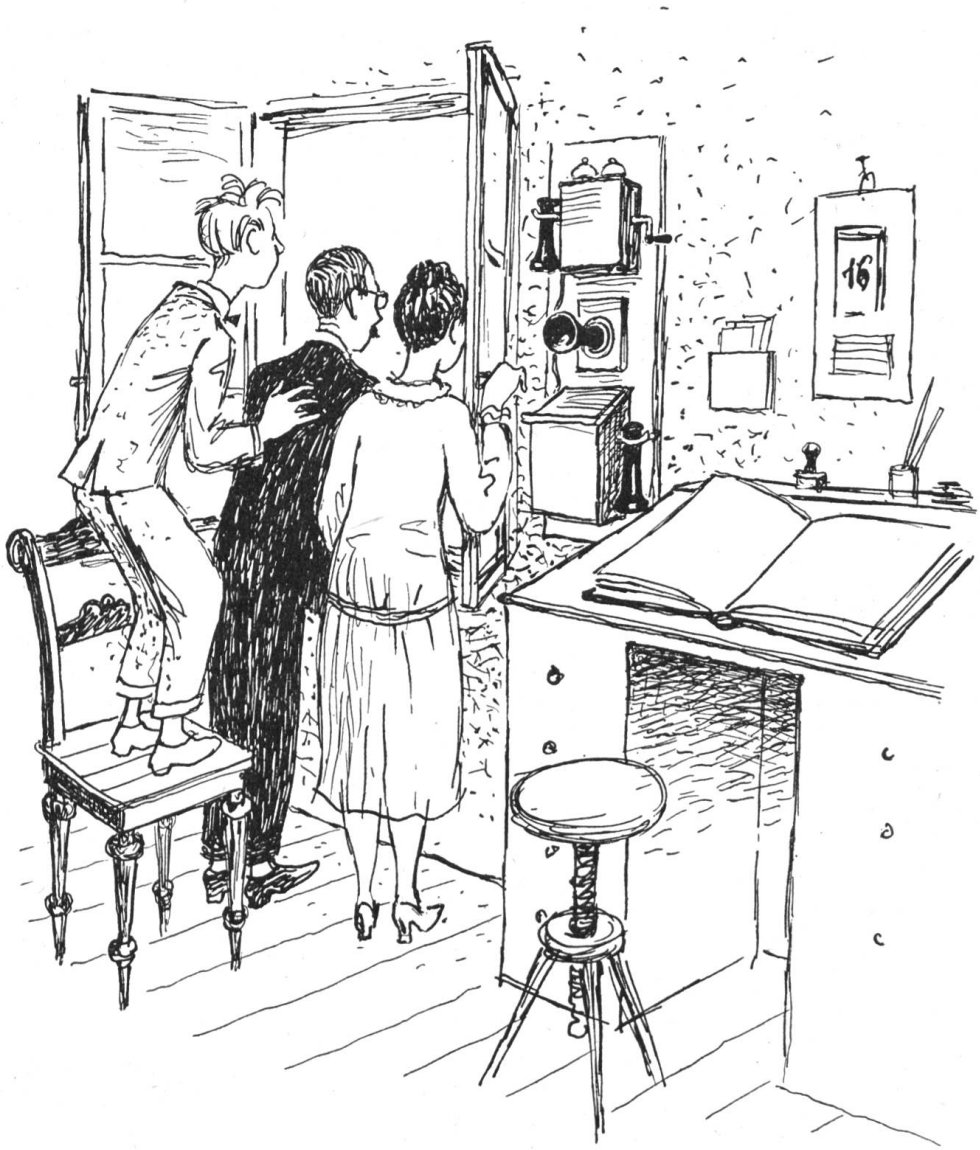
Die Bankangestellten streiken, weil die Banken die Forderungen des Personalverbandes nicht angenommen haben! Das gibt zu reden. Die Arbeiterunion berief eine Versammlung ein und beschloß im Sinne der Solidarität mitzustreiken.

Die Freude, die bei den Arbeitern herrscht! In Angestelltenkreisen fange es auch an zu tagen, heißt es in ihrer Zeitung. Sie seien ja meistens auch nicht besser gestellt als die Arbeiter.

Wer um 1 Uhr noch Trambahn fährt, muß aussteigen. Denn um 1 Uhr rasseln die blauen Wagen leer in die Depots zurück.

Unsere Angestellten streiken nicht. Was aber tun B. und R. da unten im feiertäglich aufgeräumten Hofe?

« Seht nur », sage ich zu meinen Kollegen, indem ich aufhöre, die Tasten der Schreibmaschine zu schlagen, « in ihrer Freude über die Solidarität zwischen dem




*« Hurra, da kommt ja unsere Post! » juble ich. Alle stürzen an die Fenster.*

# UNGLAUBLICH *aber wahr.*

## Die alten Eidgenossen kannten bereits die Luftmatratzen

*Zeitgenössischer Holzschnitt.*

*Siehe Seite 84.*

---

Bankpersonal und der Arbeiterunion tanzen die beiden im Hofe herum. Wie sie Sprünge machen!»

Gegen 3 Uhr wälzt sich eine dunkle Masse schlangenartig in unsere Gasse. Es sind Streikende, welche die Arbeitsstätte kontrollieren, von vielen Neugierigen gefolgt. Sie schauen durch die vergitterten Fenster des Parterres, spähen in die Höfe und kontrollieren die benachbarten Werkstätten. Aber es arbeitet niemand, und da verläßt der schlangenartige Zug die Gasse wieder. Unsere Büros im ersten Stock, wo wir vollzählig arbeiten, haben sie nicht bemerkt.

Nach Feierabend befinde ich mich auf der Bahnhofstraße, in der sich wie ein Wellenmeer auf und ab bewegenden Menschenmasse. Keine Straßenbahn, kein Fuhrwerk, kein Auto. Nur eine Menschenmasse, in der ich, bloß ein Körnlein, geschoben werde, bewegte sich vorwärts, langsam vorbei an glänzenden Cafés und vornehmen Geschäfts- und Bankhäusern.

*14. Oktober.*

Der kleine Karl, der Lehrling, stürmt aufgeregt ins Büro. Der Seniorchef kommt, aber er ist ganz mager. Die Grippe hat ihn anders heruntergebracht. Gott sei Dank, daß der Seniorchef wieder gesund ist. Jetzt ist er da und erzählt, wie viele Grad Fieber er gehabt hat usw. Und von seinem Sohn erzählt er. Es gehe auch ihm besser. Er sei heute zum erstenmal aufgestanden.

Die Grippe ist eine wahre Epidemie geworden. Am letzten Freitag schätzte das Gesundheitsamt die Zahl der Grippekranken auf rund 20 000. Mehrere Postfilialen und viele kleinere Geschäfte mußten der Grippe wegen geschlossen werden.

*18. Oktober.*

Wie umfangreich das «Tagblatt» wieder ist! Fünf Seiten bloß Todesanzeigen. Der Enge-Bahnhof ist der Grippe wegen gesperrt. Der Zutritt zum Hauptbahnhof ist nur mehr den Reisenden gestattet.

*8. November.*

Der Generalstreik ist erklärt. Ich vernehme es vor 2 Uhr auf dem Weg ins Büro.

Vor unserm Geschäftshaus steht der Hauswart, ein selbstbewußter Sozialdemokrat und eifriges Mitglied des Naturheilvereins. Heute steht die Naturheillehre weit im Hintergrund. Er liest ein Extrablatt, zwei unserer Arbeiter stehen hinter ihm und lesen mit:

«Bayern hat die Republik erklärt!»

Aber da stehen noch weit interessantere Dinge. Morgen früh beginnt der Generalstreik, und in der Kaserne sind Maschinengewehre aufgestellt.

Man verläßt jetzt, weil elektrischer Strom gespart werden muß, das Büro schon um 5 Uhr. Ich muß in Wiedikon eine Besorgung machen und komme in die schauerliche Nähe der Kaserne. Die Sihl fließt so ruhig, als wäre nichts Besonderes geschehen. Jetzt stehe ich vor der Kaserne, da, wo die Maschinengewehre aufgestellt sein sollen. Aber ich sehe nur die Barrikaden vor dem Eingang; die vielen Soldaten schauen nicht so furchterregend aus, wie ich sie mir vorgestellt habe. Viele blicken sogar urgemütlich zu den Fenstern hinaus.

Am Bahnhofplatz gerate ich in eine ungeheure Menschenmenge. Flugblätter und Extrablätter werden an jeder Straßenecke verteilt. Die Leute nehmen sie mehr neugierig als aufgeregt entgegen. Ich bringe die Blätter, die ich erwischen kann, heim, um sie mit Sammlung lesen zu können. Ich entfalte das erste Blatt und lese:

**„Heraus zum Generalstreik, Arbeiter!**

In einem Augenblick, da unsere Bewegung sich in einem Ruhestadium befindet, hat der Bundesrat die Arbeiterschaft mit einem Massenaufgebot von Truppen überrascht. Trotz der Grippe, die im Interesse der Volksgesundheit eine restlose Demobilisation erheischte, sind Tausende von Schweizersoldaten aufgeboten worden.

Keine Grenzen sind bedroht, nicht die geringste Gefahr kriegerischer Verwicklungen besteht.

Die in den Städten aufgefahrenen Kanonen, Maschinengewehre, die um die Bevölkerungszentren gelagerten Bataillone beweisen, gegen wen die kopflose unverantwortlich beschlossene Mobilisation sich richtet. Das Massenaufgebot ist eine dreiste Herausforderung. Die Provokation wird in der furchtbaren, für tausende von Familien Elend und Entbehrung zeugende Zeit, zum eigentlichen Verbrechen. Verlogene Polizeirapporte, erbärmliche Spitzelberichte, willkürliche Konstruktionen dienen als faule Unterlagen für militärische Maßnahmen."

„In dieser Situation hilft kein papierner Widerspruch. Jetzt soll die herrschende Klasse, zu deren Verteidigung man euch aufruft, wissen, daß die Arbeiterschaft es satt hat, sich als uniformierter Büttel der Reichen mißbrauchen zu lassen.

Zum Zeichen der Auflehnung gegen die Unverantwortlichkeit der militärischen und bürgerlichen Diktatur, fordern wir euch auf, unverzüglich in einen 24stündigen Protest-Streik einzutreten. Am morgigen Samstag soll in allen großen Städten des Landes die Arbeit ruhen. Erst, wenn die Behörden sehen, daß es der Arbeiterschaft ernst ist, werden sie Vernunft annehmen. Keiner bleibe zurück! Keiner werde zum Verräter!"

Und nun entfalte ich ein anderes Flugblatt. Es enthält den Aufruf des Regierungsrates. Ich lese darin:

„Wachsamkeit ist von Nöten. Die Freiheit und die staatliche Ordnung sind zu schützen. Die gegenwärtige Lage der Nachbarstaaten und des eigenen Landes haben den Regierungsrat veranlaßt, beim Bundesrat das Aufgebot bewaffneter Macht zu erwirken, um jeden Versuch gewaltsamer Störung des Friedens und der öffentlichen Sicherheit zu verhindern. Der Regierungsrat bedauert im höchsten Maße zu diesem außerordentlichen Schritte gezwungen zu sein. Die Maßregel richtet sich nicht gegen die Arbeiterschaft und ihre Organisationen, sondern nur gegen jene Kreise, die sich gegen unser Gesetz und unsere Verfassung stellen..."

**9.** *November.*

Mit klopfendem Herzen begebe ich mich auf den Weg zum Büro. Kein Tramwagen, kein einziges Fahrzeug. In der Ecke Bahnhofstrasse - Bahnhofplatz werden wieder Flugblätter verteilt. Alle Hände strecken sich danach aus.

Ein Aufruf des Oltener Aktionskomitees:

Es schreibt vor, welche Betriebe zu schließen sind und welche offen bleiben können. Die alkoholfreien Restaurants können offen bleiben, die Speisewirtschaften nur während der Essenszeit. Die Wirte können keinen Alkohol ausschenken. Den Mitgliedern mit roter Binde ist unbedingter Gehorsam zu leisten.

Die Brücken über die Sihl sind von Soldaten bewacht. Die Kaserne ist voll Militär, auch die Barrikaden sind besetzt. Im Kasernenhof steht der Train, ganze Reihen von Fahrrädern und Meldeautos.

Von Arbeiten ist heute keine Rede. Wir sprechen im Büro über die Ereignisse und laufen jeden Augenblick zum Fenster.

«Sie schießen schon», schreit Julius und rennt auf die Straße, aber er ist gleich wieder zurück:

«Es waren wohl blinde Schüsse, auf der Straße ist alles ruhig.»

Um halb 3 Uhr gehe ich ins Stadtzentrum. Die Warenhäuser Brann und Jelmoli sind offen, während viele große und kleine Geschäfte geschlossen sind. Ich begegne keinen Leuten mit roten Binden.

Am Paradeplatz stehen die Menschen Kopf an Kopf. Teilweise ist der Platz von Kavallerie gesperrt, die zum Eingreifen bereit steht.

Die Bogenfenster des Leuen- und Peterhofes sind mit Rolläden verschlossen. In den Gebäuden der großen Banken sieht man durch die Gitter verrammelter Tore und Türen Helme von Soldaten.

Die Menge ist so dicht, daß man sich nur schwer vorwärts schieben kann. Es werden Extrablätter verkauft. Über eine Schulter hinweg lese ich die Abdankung des deutschen Kaisers.

**10.** *November.*

Es ist Sonntag. Nach dem Mittagessen gehe ich mit Fräulein Boßhard in die Stadt. Wir fließen in die wimmelnde Menschenmasse. Vor den Türen des Postgebäudes stehen Soldaten. Auf dem Münsterplatze wird eine Versammlung abgehalten, trotz des Verbotes. Wir kommen nicht durch die Menschenmauer. Plötzlich hören wir Schüsse knallen. Sie tönen wie Geiselhiebe. Gewehrrauch steigt über den Köpfen auf dem Münsterplatz auf. Aber niemand läuft, niemand schreit. Schon kommen zwei Krankenautos vom Münsterplatz her. Sie sind wohl bereitgestanden.

Solche Menschenmassen sind wohl noch nie der Sihl entlang geschritten. Alle Augen blicken auf die militärisch voll besetzte Kaserne. Die Soldaten sehen ruhig und gemessen auf die sich ruhig und gemessen vorüberwälzende Menschenmasse. Beide Parteien wissen, was auf dem Spiele steht. Beide bestreben sich, die andere nicht zu provozieren.

Da reitet eine Kolonne Kavallerie der Kaserne zu, den Säbel gezogen, die neuen Stahlhelme auf dem Kopfe kommen immer mehr davon über die Sihlbrücke. Die Menge schaut gelassen zu.

Die Dämmerung hat sich auf den Bahnhofplatz gesenkt. Die mächtige Menschenwoge verschwindet im Nebel. Da und dort sind die Menschenknäuel besonders dicht. Bei diesen Gruppen steht jeweilen ein Redner in der Mitte. «Das sind Aufwiegler», sagt Fräulein Boßhard.

Auf dem Leonhardsplatz drängt Militär die Masse zurück. Wir kommen auf Umwegen zur Walchebrücke. Der ganze Platz vor dem Landesmuseum ist mit Truppen und Train gefüllt.

**11.** *November.*

Ich streike natürlich nicht. Ich gehe ins Geschäft. Leichter Nebel mit Sonnengold vermischt. Ich sehe die Bahnhofhalle militärisch besetzt. Auf der Seite der Limmat biwakieren Soldaten.

Die Eisenbahn- und Postangestellten haben sich dem Streike angeschlossen. Uniformierte Eisenbahner und Briefträger stehen in Gruppen auf der Walchebrücke. Mir ist bange vor den Dingen, die da kommen könnten. Es ist noch nicht 8 Uhr. Ich hätte gerne eine Zeitung gekauft. Aber kein Zeitungsverkäufer ist zu sehen. Die Menschen lesen an den Plakatsäulen ein großes rotes Plakat. Alle Lebensmittel werden beschlagnahmt, und ohne Ausweis darf man nichts mehr kaufen und auch mit Ausweis nur für den Tagesbedarf. Drei junge Burschen laufen zwei Soldaten nach, die dem Hauptportal des Bahnhofes zustreben. Der eine der drei Zivilisten beginnt die Soldaten zu verhöhnen.

Da kann sich der eine nicht mehr beherrschen. Er dreht sich plötzlich um und gleich liegen sich Zivilist und Soldat raufend in den Armen. Jetzt nimmt der

unvernünftige bleiche Bengel Reißaus. Aber noch in der Flucht wirft er dem Soldaten eine ganze Kette von Schimpfwörtern nach. Da verliert der Soldat die Fassung. Die Zornröte im Gesicht, kniet er nieder, legt das Gewehr an und zielt auf den flüchtenden Burschen. Ich schreie auf. Ein Mann legt sein Fahrrad vor seine Füße und verhindert den Schuß.

Das Bild des höhnenden Jungen und des zielenden Soldaten weicht nicht mehr von mir. Es ist das Sinnbild der überall lodernden Leidenschaft. Ich muß über welkes Laub und Pferdemist treten, das in Massen auf dem sonst so saubern Asphalt liegt. Es ist niemand da, der ihn reinigt. Auch die städtischen Straßenkehrer streiken.

Ich komme weinend aufs Büro. Auch die andern Büroangestellten erscheinen einer nach dem andern. Ihre Stimmung ist weniger schwer als die meine. Julius sagt beruhigend:

«Die Arbeiter wollen durch bloße Arbeitsniederlegung mit ihren Forderungen durchdringen, sie wollen keine Gewalttaten.»

12. *November.*

Was jetzt durch die Straßen reitet und fährt, gehört zum Militär. Die einzige Ausnahme sind die Autos mit der Aufschrift «Arzt». Ach ja, die Grippe. Man weiß gar nicht, wie es um sie bestellt ist. Es erscheint keine Zeitung mehr, nur noch das «Volksrecht». Dort steht, daß von den Ordnungstruppen 700 Mann erkrankt seien, und wer findet Zeit, solche Zahlen auf ihre Richtigkeit zu prüfen? Allerdings sind mir heute schon zweimal militärische Krankenwagen mit der Schweizerfahne links und der Rot-Kreuz-Fahne rechts begegnet.

Vor der Seidenpost sehe ich durch die Fenster einige Beamte; sie arbeiten im Schutze von sechs Kavalleristen. Ist die Streikbewegung im Abflauen? Es wird auch wieder eine Zeitung verkauft: «Die bürgerliche Presse Zürichs». Es sind Studenten, die sie verkaufen.

Ein Zug von Winterthur ist im Hauptbahnhof eingefahren. Maschineningenieure der Sulzer AG. sollen ihn geführt haben.

13. *November.*

Über Nacht hat ein kalter Wind den Himmel rein gemacht. Jetzt strahlt reiches Sonnenlicht. Alle, die ins Büro gehen, werden von einem Plakat aufgehalten. Der Platzkommandant macht die Arbeiterunion auf die Verordnung des Bundesrates aufmerksam, wonach die Eidgenössischen Beamten dem Militärgesetz unterstehen. Wer sie von der Arbeit abhält, wird sofort verhaftet.

Am Hauptbahnhof ist unter der Arkade eine mit dickem Blaustift beschriebene Tabelle aufgehängt. Es fahren also einige Züge.

Aber da zieht ja neues Militär in die Stadt ein, ein langer, unabsehbarer Zug. Sie tragen noch die alte blaue Uniform und Käppi. Es ist das Bataillon 75, Thurgauer, und die Mitr.-Kp. 31 ist auch dabei. Die Soldaten sehen recht müde aus. Weiß Gott, welch weiten Marsch sie hinter sich haben, und die Pferdelenker auf den Wagen sind halb erfroren.

Wegen der Arbeit könnten wir ruhig zu Hause bleiben. Es kommt keine Korrespondenz und keine Ware. Es kann nichts verkauft und nichts spediert werden. Unsere Magazine sind geschlossen. Wir langweilen uns alle. Ich trete ans Fenster. Warum blickt die Bäckersfrau dort drüben so unverwandt nach unserm Geschäftseingang? Zwei Soldaten, drei Zivilisten und unser Seniorchef stehen vor unserm Geschäftshaus. Der Zivilist im braunen Regenmantel überreicht unserm Seniorchef ein ganzes Paket von Briefen und Postkarten.

«Hurra, da kommt ja unsere Post», juble ich. Alle stürzen an die Fenster.

Richtig, drei Studenten, von zwei Soldaten eskortiert, hatten unsere Post gebracht.

14. *November.*

Die Züge, die gestern nach Olten, nach Winterthur und Zug gefahren sind, waren nicht von Bundesbahnbeamten in Betrieb gesetzt worden, wenn wenigstens der Aufruf der streikenden Lokomotivführer stimmt. Es sollen Schüler der Industrieschule im Alter von 16 bis 18 Jahren sein, die von Maschineningenieuren zum Führen der Lokomotiven angelernt wurden.

Unser Obermagaziner hat wahrhaftig die Arbeit wieder aufgenommen! Das Streiken fängt ihnen an zu verleiden. Er erklärt uns, daß eben viele Arbeiter von der Hand in den Mund leben. Die seien heute wieder an die Arbeit gegangen.

« Aber die bessern Arbeiter halten durch, es ist immer Brauch gewesen, daß die bessern Arbeiter für die ärmern schaffen », erklärt er. Rechnet er sich nicht zu den bessern Arbeitern?

Meier meint, wenn der Streik bis Ende der Woche nicht fertig sei, so gebe es Revolution.

Nach Büroschluß irre ich voll Wehmut und banger Ahnung in der verlassenen, herbstlich gestimmten Platzspitzpromenade herum. Aber beim Abendtisch weiß Fräulein Schärer beruhigenden Bescheid. Es stehe eine Einigung in Aussicht.

15. *November.*

Zum morgendlichen Bürogang gerüstet trete ich auf den Balkon. Ein leichter Nebel liegt über dem Häusermeer. Aber was ist das? Rauch? Dichter Qualm vermengt sich dort unten im Industriequartier mit dem Nebel. Wahrhaftig, aus mehreren, vom Nebel leicht verhüllten Schloten dringt Rauch. Dort wird gearbeitet. Eine Last fällt von mir. In der Weinbergstraße begegnet mir ein blauer Tramwagen, und dort unten hat ein städtischer

## *KENNEN WIR UNSERE HEIMAT?*

***Dann sollten wir wissen, was diese Zeichnungen darstellen***

**Antworten siehe Seite 74**

Arbeiter schon einen Haufen Unrat zusammengekehrt.

Die Bise geht, es ist kalt. Auf der Walchebrücke stehen ohne Überzieher, die Hände in den Hosentaschen, die Schultern hochgezogen, einige Männer. Sie halten miteinander Rat. Sollen sie zur Arbeit? Sollen sie durchhalten? Sie scheinen keinen Rat zu wissen.

Beim Bogengang des Hauptbahnhofs — Freude auf Freude erlebe ich heute — stehen die Camions von Burckhard-Walter und Welti-Furrer, und Gepäckstücke werden ein- und ausgeladen. Der Akt des Ein- und Ausladens, der mich sonst noch nie berührt hatte, bietet mir das lieblichste Bild der Welt, und die Beamten der SBB sind wieder da: uniformiert wie früher versehen sie ihren Dienst. Wie wohl ihr Anblick tut.

Aber in der Bahnhofhalle sieht es noch sonderbar genug aus: Soldaten, geschichtete Tornister, Gewehre, Betten, und in Toren und Türen stehen noch bewehrte Posten.

In der Mittagspause befinde ich mich im Geschäftszentrum. Alles ist wieder in Betrieb, alles geht wieder den gewohnten Gang. Arbeiter und Bürger sind bei der Arbeit gewesen. Der Menschenstrom strömt zum Essen. Das Oltener Aktionskomitee hat auf das Ultimatum des Bundesrates hin bedingungslos kapituliert. Nationalrat Platten habe gestern Abend im Volkshaus mitgeteilt, es sei Verrat geschehen.

«Um was für einen Verrat handelt es sich denn?» fragte ich am Nachmittag im Büro den Julius. Aber er will mit der Sprache nicht herausrücken. Er schüttelt den Kopf und beugt sich unwillig tiefer auf seine Schreibarbeit. Endlich sagt er:

«Die Angelegenheit ist noch nicht erledigt.» Plötzlich erhebt er sich, wirft den Kopf zurück und ruft mit einer Stimme, die man im ganzen Haus hören könnte:

«Die Genossen sind über die Kapitulation des Oltener Aktionskomitees so erbittert, daß es jenen Herren schlecht ginge, wenn sie sie in den Händen hätten.»

Heftig wirft er den reichbehaarten bleichen Kopf zurück, während er sich mit der Rechten auf die Brust schlägt: «Ich melde mich auch zur Stadtwehr, aber nur um ein Gewehr zu bekommen.»

Knapp vor Büroschluß erscheint vor dem Glasschalter vor dem Büro zum erstenmal wieder ein uniformierter Briefträger. In meiner Freude über die Wiederkehr dieses friedlichen Bildes eile ich selber an den Schalter, während es sonst Sache des Lehrlings ist, die Post zu empfangen.

Im Mai, Juni und Juli in Italien spedierte Briefe sind dabei, die der ungerechten schwarzen Liste wegen monatelang von der Zensur zurückgehalten wurden.

16. *November.*

Das Militär zieht ab.

23. *November.*

Es geht alles wieder den gewohnten Gang. Nur die Zeitungen, die alle wieder erscheinen, haben noch miteinander zu rechten. Doch auch das wird ein Ende nehmen.

Aber Fahnen schwingen, Glocken läuten und Lieder singen können wir trotz des Waffenstillstandes zwischen Deutschland und Frankreich nicht.

Was außerhalb unserer Grenze geschieht, heißt uns ernst und wachsam bleiben: Deutschland scheint in Anarchie zu fallen. In Polen werden die Juden hingemordet. Serbien reißt sich mit Rumänien um die Bukowina. Die Italiener und Südslaven streiten miteinander. Überall ist Hungersnot. In Österreich ist alles unklar. Die Italiener stehen bei Innsbruck, die Franzosen im Elsaß. Rußland will die Weltrevolution, und England und Amerika und alle andern wollen sie nicht.

*Le petit homme* *Holzschnitt von Henri Bischoff*